

Nr. 100. Bromberg, den 1. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(1. Fortsetzung.)

Andy rang nach Luft. Daß er seinem Zwillingsbruder täuschend ähnlich sah, wußte er, doch daß auch die Stimmen einander glichen, hatte er bisher noch nicht festgestellt. Er antwortete:

„Ich bin nicht Hermann, sondern sein Bruder, Andermann Drake. Ist Sir Hermann zu Hause?"

„Nein, Herr. Er ist in den Klub gegangen."

„In welchen Klub?"

„In das Athenaeum, Sir."

„Oh!" sagte Andy, für Hermann kam kein weniger vornehmer Klub in Frage. „Wann, glauben Sie, wird er wieder zu Hause sein?"

„Vor neun Uhr, Sir", sagte der Mann überzeugt, „Sir Hermann war in der letzten Zeit nicht sehr wohl und muß zeitig zu Bett."

„Gut, sagen Sie ihm, bitte, daß ich etwas nach neun vorbeikommen werde."

„Heute abend haben meine Frau und ich frei, wir werden schon fort sein, wenn Sir Herman nach Hause kommt. Aber wollen Sie ihn nicht im Athenaeum anrufen?"

„Ja", sagte Andy, „gute Nacht."

„Gute Nacht, Sir."

Bronson . . . Bronson. Er ging in Gedanken die vergangenen Jahre durch. Guter Gott! Ja, zu Hause bei seinen Eltern hatte es einen jungen gelernten Butler namens Bronson gegeben. Den hatte Hermann wohl übernommen.

Andy ging zurück in den unfreundlichen Raum und grübelte über die Seelenruhe eines englischen Butlers nach. Trotz Andys zehnjähriger Abwesenheit und allen Familienumwälzungen hatte Bronson ihn behandelt, als sei er ein täglicher Besucher. Hätte er gesagt: Sagen Sie Sir Hermann, daß ich völlig heruntergekommen bin und auf der Straße verhungere, Bronson hätte geantwortet: Jawohl, Herr, ich werde es Sir Hermann ausrichten.

Immerhin, das mußte er seinem Bruder schon selber sagen. Es war ein unangenehme Aufgabe, doch nicht zu ändern. Wie sagte doch sein längst verstorbener Lieblingsdichter François de Villon: Hunger macht die Wölfe zahm!

Aber ein Wolf war er noch nicht. Er hatte Hermann noch nie in seinem Leben um einen Pfennig gebeten. Er wollte nichts als ein Darlehn von hundert Pfund, um wieder auf die Beine zu kommen. Hermann würde ihn wahrscheinlich nicht gerade mit Begeisterung empfangen. Mit der Braut davonzulaufen . . . das war schon der ärgste Streich, den man einem Menschen spielen konnte. Doch das lag weit zurück, und ein Zwillingsbruder ist ein Zwillingsbruder. Für einen Mann mit einer Wohnung in Park Lane, einem Landsitz, einem vollkommenen Diener, anscheinend auch einer ebenso vollkommenen Köchin, denn das war wohl die ihm unbekannte Frau Bronson, waren hundert Pfund keine ungeheuerliche Summe.

Sollte er im Athenaeum anläuten? Nein. Hermann könnte ihn dann zum Essen einladen. Er war sich mit einem Schlag seiner ganzen Schäbigkeit bewußt. Dort würde es von Geistlichen, Ministern und Kabinettsmitgliedern wimmeln. Eine Dohle kann sich unter solchen Pfauen nicht sehen lassen.

2.

Der Eingang war mit Teppichen belegt und gut durchwärmt von der Dampfheizung. In den Ecken standen Pflanzen in Kübeln; gedämpftes Licht machte den Raum häuslich und behaglich. Der Liftjunge in seiner Tracht sah aus, als sei er ausschließlich für Sir Hermann da. Während Andy in dem geschmackvoll ausgestatteten Lift ruhig hinauffuhr, überfiel ihn die Erinnerung an all dieses, das er lang entbehrt hatte, und steigerte sich zu einem Gefühl schmerzlicher, hoffnungsloser Sehnsucht, es wieder zu besitzen.

Der Liftjunge sagte beim Hinauffahren:

„Verzeihen Sie, Herr, aber bei Ihrem Anblick glaubte ich, mich trifft der Schlag. Hätte ich selbst nicht vor zehn Minuten Sir Hermann im Abendanzug hinaufgefahren, ich wäre überzeugt, Sie seien es, Herr!"

Andy lachte freundlich.

„Ich bin sein Zwillingsbruder."

„Diese Ähnlichkeit ist übernatürlich, wenn ist so sagen darf."

Er öffnete die Tür, drückte an der Klingel. „Hier, Herr."

Er stieg in seinen Kasten und verschwand nach unten. Einige Augenblicke darauf öffnete sich die Wohnungstür, und Andy stand seinem Ebenbild gegenüber.

Das Ebenbild fuhr zurück.

„Großer Gott!"

„Ja, alter Junge, ich bin es, ich, Andy, in bin wieder zurück.."

„Komm herein", sagte Sir Hermann. Als er die Tür hinter Andy geschlossen hatte, kehrte er sich ihm ganz zu.

„Jeden hätte ich eher erwartet als dich."

„Du bist nicht sehr erfreut, mich zu sehen!" sagte Andy.

Der andere hob die Hand.

„Ich bin erschüttert, muß ich sagen, und brauche etwas Zeit, um mich zu fassen." Er ging voran und öffnete eine Tür. „Komm herein und setz dich", sagte er.

„Wenigstens", sagte Andy lachend, „bin ich nicht mit Absicht dein Ebenbild geworden."

„Das ist wahr", sagte Hermann.

„Tatsächlich", sagte Andy, als sie das Zimmer betraten, „sehen wir einander ähnlicher als je! Früher war ich stark und schwer, jetzt, scheint mir, habe ich an Gewicht verloren."

Hermann sah auf seinen Doppelgänger, dieses Schreckgespenst, und antwortet kühl:

„Und eine Menge anderer Dinge wohl auch. Aus welchem Grund kommst du zu mir? Hilfe? Geld?"

Andy entnahm einer silbernen Dose eine Zigarette.

„Scharfsichtig wie immer, mein lieber Hermann."

„Angenommen, du erhälst von mir weder Geld noch Hilfe?"

Andy zuckte mit den Achseln.

„Ich will dich in keiner Weise erpressen auf Grund unserer Ähnlichkeit."

Die blassen Wangen des anderen färbten sich rot.

„Ich dachte nicht an dergleichen."

„Ich bin nicht sicher. Immerhin wärst du mehr oder weniger gerechtfertigt, ich sehe reichlich verdächtig aus, nicht?"

Andy musterte den behaglichen, reich ausgestatteten Raum. Er sah die Bücherei, Regale mit Luxusdrucken, helle Vorhänge, es war warm, behaglich, bequem. In dem Kamin brannte ein ungewöhnlich hohes Feuer. Auf dem umfangreichen Schreibtisch, beleuchtet durch abgeblendete Lampen, schimmerte das silberne Schreibzeug. Ein gewölbter Schreibmaschinendeckel aus Mahagoni gab ihm eine ernste, geschäftliche Note. In der Ecke stand eine Vase mit großen goldgelben Chrysanthemen. Wie viele Jahre war es her, daß er in einem Zimmer mit Blumen gewohnt hatte! Mit den Augen verschlang er all dies, das einmal sein gewesen war, seine verlorengegangene Erbschaft, und das Herz tat ihm weh. Er blickte auf dieses leblose Standbild seines Bruders, auf diese kalte, zurückhaltende, tadellose Gestalt im Abendanzug.

„Du bist von jeher der Kluge gewesen und ich der Narr."

„Möglich."

„Und du hast niemals das Glück des Narren erlebt!"

Hermann winkte verzichtend ab.

Andy erhob sich und legte die Hand auf Sir Hermanns Schulter.

„Ich bin nicht gekommen, um mit dir unnötige und gefühlvolle Bekenntnisse auszutauschen. Ich weiß nur nicht, wie wir zwei uns begegnen können, ohne etwas dabei zu fühlen. Die vergangenen Zeiten, unser lieber, alter Herr, dies verdammt seltsame Zwillingsband zwischen uns."

Der andere war der Berührung ausgewichen.

„Mir scheint, je weniger wir von vergangenen Zeiten reden, desto besser. Du bist deinen Weg gegangen, ich den meinen. Laß uns zu den Tatsachen übergehen. Wovon lebst du jetzt?"

Andy lachte und zeigte seine abgerissenen Schuhe. Wovon er lebe? Bald würde er auf der Straße liegen oder vor den Theatereingängen auf der Zupfgeige spielen. Leider habe er sie aber vor einem Monat in Newyork verpfändet.

„Hast du jemals etwas verpfändet, Hermann?"

Hermann maß ihn mit einem seltsamen Blick, und statt einer Antwort hörte er höhnisch vorgebracht die Frage: ob er etwas trinken wolle. Auf einem Tisch an der Wand standen Weinflaschen, Selterswasser und Gläser.

„Möchtest du dich nicht selbst bedienen?"

Andy durchquerte das Zimmer. „Und du?"

„Ich nehme nichts. Das Maß, das mir erlaubt ist, ein Glas Porter, habe ich schon im Klub getrunken. Mehr gestattet mir mein Arzt nicht."

„Was fehlt dir denn? Immer noch das alte Herzleiden?"

„Das alte? Viel schlimmer!"

„Du tust mir leid, alter Junge", sagte Andy ernst. „Das ist hart. Du mit all deinen Erfolgen und... und die Welt zu deinen Füßen..."

Hermann trommelte erregt mit den Fingern auf der Stuhllehne.

„Ja, ja. Es lohnt nicht, von mir zu reden. Du willst Geld? Wieviel?"

„Wenn du mir hundert Pfund leihen könntest?"

„Das kann ich", sagte Sir Hermann.

Er ging zu seinem Schreibtisch und nahm das Scheckbuch aus der Schublade, die er mit einem Schlüssel an der Kette eines Schlüsselbundes geöffnet hatte, schrieb einen Scheck aus und löste ihn vom Kontrollblatt. Das Buch legte er in das Fach zurück, den Scheck ließ er auf dem Tisch.

„Das", sagte er, sich erhebend, „wird dich vorerst vor dem Verhungern bewahren und dir einen neuen Anfang ermöglichen. Verwende das Geld so gut du kannst, es ist das letzte, das du von mir bekommst."

„Stehst du so zu mir, dann behalte dein Geld", sagte Andy, indem er zornig auffuhr.

„Wie sollte ich anders zu dir stehen?"

„Ich meinte: was vergangen ist, ist vergangen. Du weißt, es war entsetzlich genug." Andy hielt inne und begegnete dem harten, haßerfüllten Blick seines Bruders. Er fuhr fort: „Ich dachte, du hättest vielleicht... ja... wenn auch nicht vergessen, so doch vergeben. Ich weiß, ich habe schlecht an dir gehandelt, schändlich, doch ich konnte nicht anders, und sie auch nicht. Du liebtest sie nicht. Wie, zum Teufel, kann ein Fisch wie du überhaupt einen Menschen lieben. Sie liebte dich nicht. Als wir flohen, warst du in deiner Eitelkeit verletzt. Ja, ich weiß, es war furchtbar. Ich ahne, was du durchmachen mußtest. Es muß schrecklich gewesen sein. Ich gebe es zu. Aber, wie ich schon sagte, du littest in deiner Eitelkeit. Als sie starb, litt ich aus tiefster Seele. Den Schmerz, den kannst du nie erfassen. In dieser Angelegenheit sind wir jedenfalls quitt."

Hermann fuhr sich durch sein lichtes braunes Haar, so völlig nach Andys Gewohnheit, daß dieser heftig erschrak.

„Es ist besser, du nimmst den Scheck und gehst. Ich habe so viel ertragen, wie ich nur irgend kann."

Sein Gesicht sah plötzlich weiß und verfallen aus, und Andy fühlte Mitleid mit dem kranken Mann.

Er machte einen neuen Versuch.

„Es tut mir leid, ich kann nicht. Verstehst du nicht? Wenn du den Streit begraben könntest, wäre alles gut. Ich würde das Geld nehmen und wäre dir dankbar. Wir zwei haben nur uns. Ich glaube, von Mutters Familie weißt du so wenig wie ich. Ich habe eine Menge Dummheiten gemacht, aber ich habe das Spiel ehrlich gespielt."

„Ja, Fußball, Cricket, Krieg, und mit Mona auch noch, eh?"

„Kann der Tod diese Dinge zwischen uns nicht auslöschen, alter Junge? Laß doch das alles begraben sein!"

Hermann sank in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Andy leerte unwillkürlich sein Glas und brannte sich eine Zigarette an. Er wurde von einem seltsamen Verlangen gepackt, in diesem Spiegelbild seines Selbst eine Gemütsantwort hervorzurufen. Er sagte leise und eindringlich: „Wie kann ich dir helfen, alter Junge?"

Der andere nahm die Hand von den Augen und zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht. Es ist so überraschend gekommen. Vielleicht habe ich dir Unrecht getan. Ich dachte, du seist... einerlei, was ich dachte. Ich habe dich mein Leben lang gehaßt. Dir wurden Dinge möglich, die ich nie erträumen konnte. Vielleicht habe ich Unrecht, ich muß es überdenken."

Er stand auf, ging an den Tisch, nahm den Scheck und lächelte schwach.

„Es liegt kein Grund vor, daß du ihn nicht nimmst. Vielleicht erreichst du damit, was du dir wünschst. Willst du morgen nachmittag wieder zu mir kommen?"

„Natürlich, gerne", sagte Andy.

„Meine Dienstboten sind heute abend fort, aber weißt du, Bronson ist noch bei mir, erinnerst du dich an Bronson?"

Andy berichtet von seinem Telephongespräch.

Er ging zu dem Schreibtisch und nahm einen neuen Whisky. Er trank seinem Bruder zu und merkte, daß dieser ihn mißbilligend betrachtete. Er antwortete ihm unbekümmert:

„Ich bin einmal ein Draufgänger, so kann man von mir keine unbedingte Enthaltsamkeit verlangen."

„Du solltest dich aber besser zusammennehmen."

Andy lachte. „Du bist unverändert! Du redest immer noch wie ein Schullehrer. Ich möchte wissen, was du vom Leben gehabt hast!"

„Und was du?"

„So viel Vergnügen, wie ich bezahlen konnte. Lieber Gott, wenn ich dein Geld hätte!"

Er lachte von neuem laut. Dann stockte er plötzlich. Er wurde sich der Wirkung des Whiskys, den er auf leeren Magen zu sich genommen hatte bewußt. Hermann hatte sich erhoben, stand ihm gegenüber, Haß und Argwohn in seinen Augen.

„Mein Geld? Deshalb bist du gekommen. Du hörtest, daß ich nur noch ein Wrack bin, und meintest, es wäre gut, meinen Tod nicht zu versäumen."

„Du bist verrückt, Mann", schrie Andy.

„Eine Minute lang war ich töricht genug, zu schwanken und mich zu fragen, ob ich im Unrecht sei. Ich bin es nicht. Du bist derselbe scheinheilige, versoffene Taugenichts, der du immer warst. O ja, mein Testament ist aufgesetzt, und du bekommst nicht einen roten Heller. Verdammte Geschichte, hier anzutanzen wie ein Geier!"

Andy packte ihn bei den Schultern.

„Hör auf", schrie er. „Ich werde dein Geld nicht anrühren. Hier hast du deinen dreckigen Scheck." Er warf das Papier hin und ging zur Tür.

Seine Hand lag noch auf der Klinke, als er ein dumpfes Aufschlagen hinter sich hörte. Er blickte sich um und sah seinen Bruder der Länge lang auf dem Boden liegen, mit dem Scheck in den Fingern.

Als Andy sich nach einigen Minuten von den Knien erhob, hatte das Herz und der Puls des anderen aufgehört zu schlagen. Hermann war tot. Andy hatte genug Erfahrung aus den lang zurückliegenden vier Kriegsjahren, um einen toten Menschen von einem lebenden zu unterscheiden: Hermann war tot.

Er stand und starrte hinunter.

Was sollte er tun? Die Dienstboten waren fort. Einen Arzt holen? Er war zehn Jahre von London fort gewesen und wußte keine Adresse. Er konnte nur an den Treppenabsatz gehen und den Liftjungen rufen. Er beugte sich nochmals hinunter. Kein Zweifel. Hermann war tot. Der Liftjunge war die einzige Hilfe.

Hermann lag am Rand des Kaminteppichs, zwischen dem Schreibtisch und dem Feuer. Über dem Kaminsims hing ein Spiegel. Zufällig sah Andy sein eigenes Gesicht so blaß und verzerrt wie das des Mannes auf dem Boden, von einer erschreckenden Ähnlichkeit mit ihm. Ebensogut könnte er dort liegen, tot. Ein toller Einfall lähmte ihn einen Augenblick lang.

Er starrte hinunter auf den toten Mann und dann wieder auf sein eigenes Gesicht im Spiegel. Beide waren nicht zu unterscheiden, in der Figur, in den Gesichtszügen, in der Stimme selbst in dem hellbraunen Haar nicht. Als er sich von dem Schrecken seines Einfalles erholt hatte, schlug er sich mit dieser phantastischen Versuchung herum. Warum nicht? Er hatte nichts zu verlieren. Nur zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rosenbraut.

Eine wahre Geschichte aus der Napoleonzeit, erzählt von S. Droste-Hülshoff.

Die blonde zierliche, Marieluis lief mit tiefgesenktem Kopf rasch über die Dorfgasse. Ein paar Frauen, die beim Bäckeneck beisammenstanden, blickten sich nach ihr um: „Warum wohl Röber's Marieluis jetzt immer so blaß ist und gar so traurig dreinsieht?"

„Je nun, wird eben auch ihre Sorgen haben, wie wir alle jetzt in dieser schweren Zeit!" meinte die Kirchenbäckin, und dann sprach man wieder von etwas anderem.

Die Bäckin hatte recht. Schwere Sorgen bedrückten das blonde Mädel. Aber davon erfuhr niemand außer der Madonna über dem Altar der kleinen Wallfahrtskapelle, deren weißleuchtender Bau freundlich von einer Anhöhe in der Nähe des hübschen Pfälzer Weinbauerndorfes herabgrüßte. Fast täglich stieg Marieluis den Berg hinauf, um sich dort oben, wo niemand sie sah, so recht von Herzen auszuweinen. Doch ihr Leid wurde davon nicht geringer. Marieluis und ihr Heiner, mit dem sie sich schon vor etlichen Jahren versprochen hatte, waren beide blutarme Häuslerkinder. Der Heiner war einige Zeit Soldat gewesen, dann aber wegen einer Verwundung aus dem Dienst entlassen worden. Nun saß er, immer noch ein wenig kränklich, wieder zu Hause und konnte infolge der schlimmen Kriegszeit, die Handel und Wirtschaft fast völlig lahmlegte, nirgends eine nur halbwegs lohnende Arbeit finden. An eine Heirat ließ sich natürlich überhaupt nicht denken. Aber Marieluis und Heiner waren jung und heiß und hatten sich lieb...

Wenn nicht irgend ein Wunder geschah, das eine baldige Heirat doch noch ermöglichte, dann würden die Leute in ein paar Monaten tuschelnd die Köpfe zusammenstecken und Marieluis müßte wie eine Verfemte durchs Dorf schleichen. Da hatte der Heiner zu seiner Braut gesagt, ehe es so weit käme, daß die Dorfburschen ihr etwa gar den Strohkranz vor die Tür legten, wollten sie lieber eines Nachts gemeinsam in den Mühlbach springen. Der Bach war reißend und tief. Doch die junge blonde Marieluis mochte nicht sterben. Sie weinte und gelobte der Madonna eine dicke weiße Wachskerze, wenn vielleicht doch noch ein Wunder käme. — —

In der Schloßkapelle zu Schönbrunn hing auch ein schönes Madonnenbild. Auch hier lag ein junges Menschenkind schluchzend auf den Knien. Die junge Erzherzogin Maria Luise weinte, weil sie heiraten sollte. Einen Kaiser, den derzeit mächtigsten Mann Europas, aber eben einen Mann, den sie nicht mochte, den ihr nur die strenge Staatsraison zum Gemahl bestimmt hatte. Sie liebte einen anderen. Sie haßte den Emporkömmling, den die Welt spottend den „kleinen Korporal" nannte. Sie zerriß die zärtlichen Briefe, die ihr der künftige Gatte aus Paris schrieb. Der Glanz des französischen Kaiserhofes lockte sie nicht, und sie gelobte, bei Schönbrunn eine große Kirche bauen zu lassen, wenn noch ein Wunder geschähe, das die verhaßte Eheschließung verhinderte.

Die Madonna auf dem kostbaren Gemälde von alter Meisterhand lächelte gütig und mütterlich. Nicht alle Wünsche junger heißer Herzen lassen sich erfüllen. Eine arme kleine Kerze galt ebensoviel wie ein prunkvoller Kirchenbau. — —

Da wurde eines Tages an den Amtstafeln aller Städte und Dörfer die Botschaft angeschlagen: Die Regierenden wünschten, daß die Hochzeit der Kaisertochter Maria Luise durch die gleichzeitige Vermählung von 6000 ausgedienten, armen Offizieren und Soldaten verherrlicht würde. Jedes Paar, das sich meldete, sollte aus staatlichen Mitteln 600 Gulden als Hochzeitsgeschenk erhalten, die Feier sei von der betreffenden Gemeinde auszurichten. Außerdem würde jede der jungen Bräute einen Kranz von Rosen tragen. Die Kunde drang auch in das kleine Weinbauerndorf, wo die blonde Marieluis Röber wohnte.

Am 1. April 1810 feierte Napoleon Bonaparte seine Vermählung mit der Kaisertochter Maria Luise von Österreich. Paris sah ein Fest von solchem Pomp und Prunk, wie es selbst in den Mauern dieser Stadt noch selten stattgefunden hatte. Am selben Tag wurde in dem kleinen pfälzischen Weinbauerndorf die zierliche blonde Rosenbraut Marieluis Röber mit ihrem Heiner getraut. Ihr hübsches Gesicht strahlte unter dem Kranz von zarten künstlichen Röschen, und am gleichen Abend noch brannte in der weißen Wallfahrtskapelle oben am Berg vor dem Bilde der Madonna eine dicke weiße Kerze.

Die prunkvolle Kirche bei Schönbrunn aber ist niemals gebaut worden...

Das Pfahldorf.

Vorzeit-Skizze von Leon Freiherrn v. Campenhausen.

Dort in der Ebene, wo man bei Weststurm die Wogen des Wetternsees gegen die Felsen des Omberg donnern hörte, lebten vor viertausend Jahren die Vorfahren der heutigen Schweden.

Die runden, aus Holzpfosten erbauten, mit Zweigen durchflochtenen, lehmverschmierten, steingepflasterten Hütten waren schon so alt, daß selbst die Ältesten der Sippe es sich nicht sagen konnten, wie oft seit ihrer Errichtung die weiße und die grüne Zeit gewechselt hatten. Abends, wenn das rote Sonnenrad langsam in den Wetternsee rollte, dann schimmerte der spitze Feuerstein an dem langen Eschenholzschaft. Die Männer kauerten geduckt hinter dem grauen Granitblock am Rande der von Blattpflanzen durchwucherten Senkung und warfen dem vertraut zur Äsung ziehenden Elch die Speere zwischen die Rippen. Aber froh konnten sie nicht werden.

Und wenn sie dann mit ihren Steinmessern ans Zerwirken der Beute gingen, da hielten sie oft inne und horchten gespannt gegen das Urwaldgebiet des Omberg hin, von dessen Höhen oft genug das Unheil genaht war. Immer häufiger hatte es sich ereignet, daß die wilden Höhlenbewohner, Steinäxte schwingend, in langen Sätzen kreischend über sie herfielen, wie der Wirbelsturm pfeifend durchs Geäst der Kiefern fährt. Und wenn abends die Frauen auf den Knien vor ihren ausgehöhlten Mahlsteinen hockten und mit dem Rundstein die Gerste zu Mehl zerrieben, wanderten ihre Gedanken kummervoll zu dem Tage zurück, da die Höhlenbewohner, die ja weder Ackerbau noch Viehzucht kannten, gleich einem Rudel Wölfe über ihre Siedlung herfielen.

Das Schlimmste aber war, daß beim letzten Überfall die schönsten Steinäxte den Räubern in die Hände fielen, und man weiß ja, daß zur Herstellung einer solchen Axt eine Arbeitszeit gebraucht wird, die so lange währt, daß man den Mond sechsmal am Himmel als runde Scheibe stehen sieht.

Eines Tages, als die Männer mit den in runde Knochengriffe hineingebundenen, flachen gemeißelten Feuersteinen die Fett- und Fleischteile von der Elchhaut schabten, um diese zur Dachdeckung gebrauchsfähig zu machen, sagte einer von ihnen. „Der Tauchervogel im See baut auf dem Wasser. Er beißt das runde Blatt ab und befestigt sein Nest am Stengel, der aus dem Seeboden hervorwächst. So ist es verankert wie unser Einbaum, wenn wir den Stein an der Sehnenleine hinauswerfen. Der Marder aber und der Fuchs können dem Vogel nichts mehr anhaben. Wir wollen es ihm nachtun."

„Die Otter kann schwimmen und das Tauchervogelnest erreichen", meinte ein anderer. „Wenn der Feind im gehöhlten Baumstamm kommt, sind wir auch da nicht sicher. Nur dann, wenn wir weder gehend noch fahrend erreicht werden können, sind wir, unser Vieh, die Äxte und kostbaren Feuersteine geborgen."

Wenn man von den Wohnplätzen dieser Steinzeitmenschen gegen Sonnenaufgang ging, nicht weit, nur etwa so lange, wie das Abfellen eines Bären dauerte, dann gelangte man in eine seltsame Gegend: Es war das eine lockere, von Quellfluten beständig durchrieselte Moderfläche aus schlüpfrig zähem Kalkschlamm. Ein seichter, untiefer Wasserspiegel lag darüber, und überall standen vereinzelte Binsen und Schilfhalme darin. Hier war es unmöglich, auch nur einen Schritt zu gehen, ohne zu versinken, und es gab kein Boot, dem das seichte Wasser das Vorwärtskommen gestattet hätte.

Eine jähe Erregung hatte sich der Sippe bemächtigt: Der Wohnplatz war gefunden.

Lange Stege schoben sie auf den Schlamm hinaus, und etwa hundert Meter vom Festland begann der Bau der neuen Siedlung.

Weithin dröhnten die Schläge der langen Rammpfähle, die Stück für Stück tiefer versanken, bis sie den Untergrund erreicht hatten und in ihm festsaßen. Querbalken wurden darüber befestigt, und auf diesem Rost erbauten sie die Hütten, die einen für sich, die anderen für das Vieh.

Über die Stege hin, die bei nahender Gefahr schnell abgebrochen und eingezogen werden konnten, entwickelte sich der regste Verkehr. Hier gingen sie hin, um den Wald auf der Suche nach gutem Zunderschwamm zu durchstreifen, den sie mit scharfem Schnitt vom Baumstamm lösten.

Am Strande des Wettersees fanden sie vom Wasser glattgeschliffene Kiesel aus Quarzit, denen sie durch Behauen eine handliche Form gaben. Zurückgekehrt, schlugen sie damit gegen ein Stück Schwefelkies und ließen die Funken auf den an der Sonne getrockneten Schwamm sprühen, der alsbald Feuer fing. Nun war es ein leichtes, die Flamme auf das dürre Reisig zu übertragen, das auf der runden Kalksteinplatte in der Mitte der Hütte lag. Und bald kochten im gebrannten, mit Grübchen und Zickzacklinien verzierten Tontopf die mit Angelhaken aus Bärenknochen gefangenen Fische des Wettersees.

Als dann die Zeit kam, da unsichtbare Hände tauglitzernde Fäden von Grashalm zu Grashalm über die Ebene spannen, gerieten die Laubdickungen an den Hängen des Omberg in Bewegung. Überall wippten, schaukelten und rauschten die Zweige, als trieben Scharen von Eichhörnchen ihr Wesen darin. Es war Haselnußernte.

Und wenn dann die Nüsse zur Winternahrung im Vorratsraum lagerten, wurde ein jeder wilde Holzapfelbaum, dessen Standort im Umkreis bekannt war, seiner Früchte beraubt, die der Länge nach aufgeschnitten, gedörrt und aufbewahrt wurden.

Je kürzer die Fahrt des Sonnenrades am Himmel wurde, desto lebhafter ging es in den Hütten zu.

Rings um das leuchtende und wärmende Feuer saßen die Bewohner, und man hörte das Hämmern, Meißeln, Schaben, Feilen, Sägen und Schleifen bei der Herstellung der vielfachen Steingeräte, der Meißel aus Elchgeweih und der nadelspitzen Pfriemen aus dem Schienbein der Ziege, dem Wadenbein des Wildschweins und dem Ellenbogenbein des Hasen.

Das Feuer flammte und warf Lichter auf das blonde, von den schmalen Köpfen lang herabhängende Haar.

Die eine der Hütten aber war anders als alle anderen. Äußerlich freilich konnte man nichts Besonderes wahrnehmen. Wenn man aber eintrat, da lag es wie ein geheimnisvoller Hauch in der Luft, und unwillkürlich sprach man leise und bewegte sich langsam.

Hier saß am Feuer ein Mann. Um ihn her auf Platten von Kalkstein, in Schalen von Holz und Töpfen von Ton lagen ungezählte, kleine seltsame Dinge, die er alle bearbeitet hatte.

Es waren da Hängezierate aus dem kostbaren Bernstein, den die Männer jenseits der Wälder, wo nach ihren Berichten die Erde endet und das große Wasser beginnt, mitgebracht hatten, wenn sie die Felle der in der Schneezeit erlegten Bären, Marder und Vielfraße zum Tausch entgegennahmen. Bernsteinperlen von der Form doppelschneidiger Äxte und Bernsteinknöpfe nach dem Vorbild junger Steinpilze, die man ihres Stengels beraubt. Zur Erinnerung an ruhmreiche Jagden waren da durchbohrte Eckzähne von Bären und Wolf, die man als Anhänger tragen konnte. Es gab da Schmuckstücke aus den Vorderzähnen des Elchs und den Backenzähnen des Wildschweins mit Löchern, die durch das Wurzelende gebohrt waren.

Der Mann, der da am Feuer saß und tagaus tagein alle diese kleinen Dinge bearbeitete, war ungewöhnlich weitblickend und klug. Infolge der Erkenntnis, daß die Mehrzahl der Menschen nicht so sehr auf den inneren Gehalt wie auf die äußere Form achtete, hatte er seiner Werkstatt einen neuen Zweig eingefügt. Er imitierte. Er nahm Knochenstücke und schnitzte Zierate daraus, die genau die Form der Elch- und Wildschweinzähne besaßen.

Dieser Mann hatte aber noch zwei andere Dinge in seiner Hütte, die freilich nicht ohne weiteres allen Blicken zugänglich waren, da sie auf einer Steinplatte unter einem umgestülpten Tontopf lagen. Das eine war ein Stein, in den ein kleines vierspeichiges Rad hineingeritzt war, und das andere eine Steinaxt, zu klein, um als Waffe oder Werkzeug gebraucht zu werden, zu groß, als daß sie als Schmuckstück hätte dienen können. Der kluge Mann hatte diese Dinge als Symbole hergestellt, denn wie er wußte, war das Sonnenrad am Himmel der Lichtgott, und er hatte auch erfaßt, daß der Sonnengott im Kampfe gegen die Mächte der Finsternis Äxte schleuderte, die von den Menschen als Blitze wahrgenommen wurden.

Jahraus jahrein durchspülten die Quellen den Schlamm und die Siedlung, aber fest standen die Hütten und geschützt auf ihren Pfählen.

Und erst wenn einer der Bewohner im Tode erkaltet war, dann siedelte er über ans Festland. Dort setzten ihn die Überlebenden in das große, aus flachen Steinblöcken gebaute Grab, gaben ihm Waffen, Speise und Hausrat mit auf den Weg und sorgten für die Ruhe des Toten.



Bunte Chronik



Quecksilber in Nahrungsmitteln.

Schon wiederholt ist auf die Gefährlichkeit des Quecksilbers, vor allem bei Amalgamplomben, hingewiesen worden, wenn auch von anderer Seite eine derartige nachteilige Wirkung bestritten wird. Neuerdings hat Professor A. Stock festzustellen versucht, wie weit Quecksilber in der menschlichen Umwelt vorhanden ist, aus der es in den menschlichen Körper zu gelangen vermag. In verschiedenen Gesteinen und Hölzern, im Leuchtgas und Ruß und auch im Meer- und Quellwasser konnte der fragliche Stoff nachgewiesen werden, wenngleich nur in äußerst geringfügigen Mengen, die wenig über ein tausendstel Milligramm hinausgingen. Wohl auf dem Wege über das Wasser gelangt Quecksilber auch in die menschlichen Nahrungsmittel, wie in Gemüse, Obst, Mehl und verschiedene Öle, endlich auch in Bier und Wein. Durch die Pflanzen nehmen Tiere Quecksilber auf, das sich in erster Linie in Leber und Niere, daneben im Hirn, Blut und Muskelfleisch nachweisen ließ. Besonders quecksilberreich sind Fische, unter ihnen vornehmlich der Kabeljau. Professor Stock nimmt an, daß der Mensch im Durchschnitt täglich fünf tausendstel Milligramm Quecksilber in seiner Nahrung zu sich nimmt; das wären im Laufe eines Jahres etwa zwei Milligramm, die in verschiedensten Lebensprozessen als Ankurbler bedeutungsvoll werden dürften.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.